

KINO

Die triumphale Herrscherin

Die großartige Cate Blanchett spielt die englische Königin Elizabeth I. in einem opulenten Historiendrama – und verkörpert in einem zweiten Film den Popstar Bob Dylan.



Darstellerin Blanchett in „Elizabeth“, als Bob Dylan in „I'm not there“: Einfach die Beste

Eigentlich ist es absolut kein Film, den man sehen müsste: Zu bombastisch, zu forciert und viel zu weit weg von den Tatsachen erzählt er von der Herrschaft der englischen Königin Elizabeth I. (1533 bis 1603). Davon, wie sie ihre Großcousine Maria Stuart trotz größter innerer Widerstände hinrichten ließ, und davon, wie ihre Soldaten in einer gigantischen Schlacht die spanische Armada bezwangen.

Doch trotz aller Schwächen lohnt es sich nun mal sehr, den Film zu sehen – wegen dieser Hauptdarstellerin, der phantastischen Cate Blanchett. Sie ist der Film.

Blanchett hat schon einmal Elizabeth gespielt, in einem ersten Teil vor neun

Jahren, in dem es um die frühe Phase im Leben der Herrscherin ging, um ihre wundersame Verwandlung von der scheuen Prinzessin zur eisernen Potentatin. Der Film, der 1998 in die Kinos kam, war Blanchetts Durchbruch, ihre erste große Arbeit außerhalb ihrer Heimat Australien.

Sie wurde für den Oscar nominiert, bekam einen Golden Globe und danach so viele Angebote, dass sie seither 30 Filme gedreht hat – „Der Herr der Ringe“, „Banditen!“ und „Aviator“ zum Beispiel, wofür sie 2005 dann mit dem Oscar ausgezeichnet wurde.

durch und durch menschlichen Spiels. Und sie trägt nie zu dick auf, sondern reduziert ihre Gesten, ihre Mimik.

Nun, im zweiten „Elizabeth“-Teil, stellt sie die 52-jährige Königin dar, obwohl sie selbst gerade mal 38 Jahre alt ist. Die Maskenbildner haben mit Rücksicht auf die Sehgewohnheiten der Zuschauer darauf verzichtet, sie älter zu schminken, und das macht auch fast nichts, denn die Reife nimmt man Blanchett sofort ab. Sie spielt unendlich abgeklärt und lässt gleichzeitig die Verzweiflung darüber durchblicken, dass es der Königin nur noch selten gelingt, die ewige Monotonie der eigenen Gefühle zu durchbrechen.

In vielen Szenen ist sie umgeben von sehr jungen und sehr holden Mädchen, offenbar will Regisseur Shekhar Kapur damit glaubhafter machen, dass diese Regentin die Mitte des Lebens überschritten hat. Doch es ist kaum anzunehmen, dass ein Zuschauer, wenn er die Wahl hätte, auf eine der Hofdamen verfallen würde.

Blanchett überstrahlt alle – großer roter Schneewittchenmund, hohe Wangenknochen, beängstigend blasse Haut. Vor kurzem schrieb ein Kritiker des „Time Magazine“, die „Blanchett-Frau“ sei jedes Mal diejenige, für die es sich lohne, „Ränke zu schmieden, zu kämpfen und zu sterben“.

Damit sind die Männer in „Elizabeth“ ganz gut beschäftigt. Die Königin muss verteidigt werden, ihre Herrschaft über das aufstrebende England ist gefährdet.

Denn die Spanier, im 16. Jahrhundert das mächtigste Volk der Welt, beobachten den Aufstieg Englands mit Verdruss. Der spanische König Philipp II. – Wächter über die Inquisition – sieht in der protestantischen Elizabeth, seiner Ex-Schwägerin, seine Erzfeindin. Letztlich lässt Philipp die Wälder seines Landes abholzen, um eine mächtige Schiffsflotte aufzubauen, die Armada, die nordwärts gegen

die Insel segeln und den Kampf gegen die Engländer aufnehmen soll.

In „Elizabeth“ sind die Verhältnisse klar: Die Protestanten sind die Guten, die Katholiken die Bösen – eine Auffassung, über die man streiten mag, die aber die historischen Gegebenheiten dann doch nicht korrekt wiedergibt. Philipp II. wird in „Elizabeth“ zum eindimensionalen Attentäter im Namen Gottes, zu einer Art Urahn Bin Ladens.

Die Hauptfigur, die Königin, darf differenzierter wirken, und doch wird der historischen Elizabeth im Film auch ziemlich viel zugemutet. Aus den Gerüchten, die sich seit Jahrhunderten nicht legen wol-

Schon im ersten „Elizabeth“-Film – der vielseitiger war als der jetzige, in dem auch mal zarte Momente aufscheinen durften und nicht nur dieses ewige Krawumm – war Blanchett überragend: wie sie erröten konnte, wie sich ihre hellen Augen blitzschnell verdunkelten, wie sie das ganze Spektrum von scheu bis eisen beherrschte, ohne ihre Rolle in lauter Gegensätze aufzuspalten.

Für Cate Blanchett ist die Figur, die sie verkörpert, so wie der Mensch an sich, immer alles auf einmal: aggressiv und bedürftig, machtbewusst und verzagt, entschlossen und zaudernd. Cate Blanchett ist die Meisterin des ambivalenten, des

len, wonach die als ewige Jungfrau berühmte Regentin doch nicht keusch gelebt habe, macht der Film kurzerhand Tatsachen.

Wie schon im ersten „Elizabeth“-Teil muss die Königin sich auch jetzt wieder heftig verlieben, diesmal in Sir Walter Raleigh (Clive Owen), einen mächtigen Mann am englischen Hof, der als Seefahrer die erste englische Kolonie in Amerika gründete. Seiner Königin zu Ehren nannte er sie Virginia. Aus der neuen Welt soll er die Kartoffel und den Tabak in seine Heimat gebracht haben.

Das stimmt nicht ganz. Raleigh nimmt im Film manches auf sich, was historisch eigentlich anderen Männern zuzuschreiben ist. So trägt er Züge des berühmten englischen Kapitäns und Korsaren Francis Drake, der maßgeblich am Untergang der spanischen Armada in der stürmischen Nordsee beteiligt war.

Doch auch wenn Genauigkeit nicht die Sache der „Elizabeth“-Macher ist, einer anderen Tücke historischen Erzählens erliegen sie nicht: der Weitschweifigkeit. Die Tragödie um Elizabeths Widersacherin, ihre katholische Großcousine Maria Stuart, wird so zügig und umstandslos vollstreckt, wie es in der gesamten Literatur- und Musikgeschichte kaum je gelungen ist.

In Schillers Drama „Maria Stuart“, in Donizettis Oper „Maria Stuarda“ dauert es Stunden, bis die schottische Adlige endlich Richtung Schafott geführt wird. In „Elizabeth“ ist ihr Schicksal innerhalb von Minuten besiegelt. Und die Filmemacher leisten sich einen wirklich schamlosen Einfall: Sie lassen Maria Stuart frevelhaft in einer Kirche hinrichten. Egal, Cate Blanchett ist hinreißend, und ihre schimmernden prunkvollen Kostüme und rotblonden Perücken sind atemberaubend.

In der Woche, in der sie „Elizabeth“ abgeschlossen hatte, so erzählte Cate Blanchett kürzlich in einem Interview, begannen die Dreharbeiten für eine neue Rolle: Blanchett sollte im Film „I'm not there“ Bob Dylan spielen, als einzige Frau unter sechs Dylan-Darstellern, die jeweils eine andere Lebensphase des Sängers verkörpern.

„Ich kann keinesfalls innerhalb einer Woche von der Queen auf Bob Dylan umsteigen“, beschwerte sie sich bei ihrem Agenten. Doch der hatte kein Einsehen. Blanchett wandelte sich im Nu, mit der Anpassungsfähigkeit eines Chamäleons, von der frühneuzeitlichen Königin zum größten Popstar der Jetztzeit. Sie kann das fast mühelos.

Sie ist die Beste der sechs Dylan-Darsteller, daran gibt es keinen Zweifel, selbst einen Richard Gere hängt sie locker ab. Sie ist bezaubernd androgyn. Für den Dylan, so stehen die Wetten, wird sie im Februar wohl den Oscar bekommen. Für ihre Elizabeth verdient sie ihn auch.

SUSANNE BEYER

„Es locken Geld und Freiheit“

Musiker Thom Yorke über die Zukunft des Showgeschäfts und das neue Album seiner Band Radiohead, das zunächst nur im Internet vermarktet wird – zu einem Preis, den der Käufer bestimmt

SPIEGEL: Mr Yorke, Musikkritiker feiern Sie wahlweise als Retter und Totengräber des Rock'n'Roll-Geschäfts, weil Sie ein Popalbum ganz ohne Hilfe einer Plattenfirma im Internet feilbieten. Wer hat recht?

Yorke: Ich habe den Satz, dass wir die Rockmusik retten, in den vergangenen Wochen so oft gehört, dass ich ihn mir demnächst auf Klopapier drucken lasse. Wir hätten niemals gedacht, dass die Aktion so viel Wirbel macht. In Großbritannien berichteten die Hauptnachrichten der BBC über die Angelegenheit, 60-jährige Börsianer gratulieren uns zu unserer fabelhaften Geschäftsidee, und Zyniker unterstellen uns natürlich, wir hätten einen genialen Werbecoup ausgeheckt. Aber das ist Müll.

eine Band wie Radiohead, die zuverlässig Alben in Millionenaufgabe verkauft, sich entschließt, ihre Musik ohne Plattenfirma unters Volk zu bringen?

Yorke: Es ist ein unvermeidlicher Schritt, irgendwer musste ihn nur mal tun. Jeder wusste, dass es so kommen würde. Wir kennen einige berühmte Kollegen, die sich seit langem mit ähnlichen Ideen tragen. Immerhin locken Freiheit und auch eine Menge Geld. Aber diese Kollegen sind vertraglich gebunden. Wir hatten das Glück, dass unser Kontrakt mit der EMI auslief.

SPIEGEL: Trotzdem wird nun heftig spekuliert, ob Sie nicht viel weniger mit Ihrem neuen Werk verdienen als mit Hilfe eines Konzerns. Hat sich Ihr Experiment finanziell gelohnt?



TOM SHEEHAN / BEGGARS GROUP

Thom Yorke

ist Sänger der im britischen Oxford gegründeten Rockband Radiohead, die 1993 mit dem hymnischen Klagesong „Creep“ berühmt wurde. Zum Welterfolg geriet 1997 das Album „OK Computer“, dessen Lieder mit lyrischer Wucht und vertrackten Melodien auftrumpften. Yorke, 39, gilt als Pop-Intellektueller, engagiert sich als Umweltschützer und Globalisierungsgegner. Nach dem Auslaufen ihres langjährigen Plattenvertrags mit dem EMI-Konzern veröffentlichte die Band vor einigen Wochen mit großem Erfolg ihr lang erwartetes neues Album „In Rainbows“ exklusiv im Internet. Ende Dezember wird das Werk allerdings von einer kleinen Plattenfirma auch in einer regulären CD-Version in die Läden geschickt werden.

SPIEGEL: Fest steht: Hunderttausende von Fans haben sich auf der Band-Website das jüngste Radiohead-Werk „In Rainbows“ heruntergeladen und konnten selbst bestimmen, ob und wie viel sie dafür bezahlen. Auch wir haben uns das Album dort beschafft und erst mal keinen Cent überwiesen. Stört Sie das?

Yorke: Warum sollte es? Unsere Idee war: Jeder zahlt so viel für die Musik, wie sie ihm wert ist. Wenn Sie nach dem Hören meinen, dass unsere Songs nichts taugen, ist das natürlich bedauerlich. Falls Sie die Songs aber gern gehört haben, wäre es fair, nachträglich etwas dafür zu zahlen.

SPIEGEL: Ist es der Anfang vom Ende der vielgescholtenen Musikindustrie, wenn

Yorke: Wir nennen keine Zahlen. Aber wir klagen nicht. Immerhin haben wir nun das Copyright auf unsere Lieder. Alles, was wir früher veröffentlicht haben, gehört dagegen der EMI. Das ist wahnsinnig unbefriedigend. Schließlich geht es um Kunst und harte Arbeit. Ich glaube an das Rockalbum als künstlerische Ausdrucksform. „In Rainbows“ ist eine bewusste Rückkehr zu dieser Art von 45-Minuten-Statement. Klar gibt es Möglichkeiten, sich kürzer zu fassen. Aber unser erklärtes Ziel war es, in 45 Minuten so kohärent und exakt und schlüssig wie möglich zu erzählen, was uns bewegt. „In Rainbows“ ist, so jedenfalls sehen wir das, unser klassisches Album, unser „Transformer“, unser „Revolver“, unser „Hunky Dory“ ...